

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 20 (1930)
Heft: 29

Artikel: Eine Riese der Luft
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641076>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wildlebende, camargische Pferde während der Segnung durch den Geistlichen.

neuerdings wacker zugriff. Abgesehen davon, hatte er über meine Behandlung nicht zu klagen und genoß als mein Stubengeselle großes Vertrauen, was er mir durch gutmütiges Benehmen, Anhänglichkeit und Treue vergalt. Es war eben ein junges, leicht erziehbares Tierchen, und ich verdankte diesem Gesellen manche köstliche Stunde.

Ein anderer war ein etwa fingerlanges, goldgrünes Eidechsen, das mir als freundlicher Stammgast den liebevollsten Dienst erwies, indem es zur Abend- und Nachtzeit an den Wänden und Decken meines Wohnraumes auf unliebsame Störenfriede, Insekten aller Art, Jagd machte und mich von diesen Blutsaugern und Fieberträgern nach Möglichkeit befreite. Dieses Tjit-Tjat wurde allmählich so zutraulich, daß es zu mir auf den Schreibtisch hinaufkletterte und dort, wenn ich schrieb, nach der rasch über das Papier hinfliegenden Stahlfeder schnappte, im Glauben, ein Insekt vor sich zu haben. (Fortsetzung folgt.)

Streifzüge durch die Provence.

II. Die Camargue,

das Land der wilden Stier- und Pferdeherden.

Zwischen zwei Mündungsarmen der Rhone und dem Mittelmeer erstreckt sich die braune, eintönige Ebene der Camargue über eine Fläche von mehr denn 74,000 Hektaren. Schilfwälder dehnen sich endlos, Sümpfe und trügerische Schlammfelder machen das Innere unwegsam, riesige Salzteiche spiegeln das gleichmäßige, stumpfe Blau des wolkenlosen Himmels. Von den Rändern her zwar versucht die Kultur mit ihren Straßen, Eisenbahnlinien und entwässernden Kanälen diese weiten Flächen zu erobern, stößt Weinfeld und Ackerland in die Steppe vor, kämpft einen zähen Kampf mit dem von Salz völlig durchtränkten Boden. Aber wie viel auch schon auf diesem Wege erreicht wurde, immer noch kann man Stunden und Stunden diese Gebiete durchstreifen, ohne auf ein Haus, auf die leiseste Spur von Menschenwerk zu stoßen. Hin und wieder nur stößt ein Reiher aus dem Schilf, klingt der stiergebrüllähnliche Ruf der Rohrdommel über das Wasser, spiegelt fern am Horizont ein „Mirage“, eine Luftspiegelung, trügerisch einen grünen Waldsaum, eine weitabgelegene Landschaft wieder. Heiß brennt die Sonne auf die von einer glitzernden Salzkruuste bedeckte, fast unbewachsene Sandfläche.

Mitten in dieser Einsamkeit, zwischen Tamarisgesträuch und Binsenbüscheln verstreut, weiden die schwarzen Kampfstiere der Camargue. Jahraus, jahrein in herrlicher Freiheit lebend haben sie nur eine Bestimmung: drei-, viermal im Jahre in der Arena ihre Kofarde zu verteidigen. Denn seit Römerzeiten her, über die Jahrhunderte hinweg blieb im provenzalischen Volke die Begeisterung für das Kampfspiel mit Tieren erhalten. Doch endigt die hiesige „Course“ nicht wie die spanische Corrida mit dem Tod des Stieres, nein, hier steht der Mensch seinem gehörnten Gegner, allein auf seinen Mut, seine Gewandtheit und Geistesgegenwart vertrauend, unbewaffnet gegenüber. Seine Aufgabe ist, dem Stier eine zwischen den Hörnern befestigte Kofarde, auf die oft Preise von einigen Tausend Franken gesetzt sind, mit schnellem Griffe wegzureißen. So gefährlich aber diese außerordentlich gewandten Tiere in der Arena dem Menschen werden können,

so sehr zeigen sie hier in der Freiheit den Charakter eines wilden Tieres, ziehen, sobald sich ein Fremder nähert, witternd Luft ein, machen kehrt und traben von dannen. Einzig die trächtigen Rührer — sie werfen ihre Jungen irgendwo im Gebüsch und suchen sie sorgfältig vor den Menschen zu verbergen — sind angreiferisch und werden selbst dem mit einer dreizackigen Lanze bewehrten Hirten, dem „Gardian“ eine ernste Gefahr.

Mit den Stieren gemeinsam, wunderschön gegen deren glänzend schwarzes Fell abstechend, weiden die milchweißen, camargischen Pferde. Seit Urzeiten in diesem Sumpflande heimisch, waren sie immer der getreue Kamerad des Menschen, der ohne sie in dieser Einöde verloren wäre. Sie leben, wie die Stiere, in vollkommener Freiheit, werden niemals beschlagen und weisen die Eigentümllichkeit auf, daß sie kastanienbraun, oft beinahe schwarz zur Welt kommen, dieses Haarkleid während vier Jahren tragen, um dann im fünften Jahre vollkommen weiß zu werden. Einmal im Jahre werden sie von den Gardian nach der uralten Kirche von Saintes-Maries-de-la-Mer getrieben, um hier vom Geistlichen gesegnet zu werden. (Siehe obenstehendes Bild.)

Vom Morgengrauen bis spät in die Nacht hinein, immer auf dem Rücken seines Pferdes, bewacht der Gardian seine Herde, leitet sie, mit seiner Lanze bewehrt, hierhin, dorthin, sucht neue Weideplätze auf und treibt die Tiere gegen Abend an einen nahen Rhonearm zur Tränke. So weit das Auge reicht, vom grünen Uferaum der Rhone bis zu den silbrig blinkenden Dünen des Meeres gehört ihm das Land; blitzschnell trägt ihn sein Pferd über die Fläche, durch den Sumpf und das leichte Wasser der Teiche. Es kennt, besser als der Mensch, die trügerischen Stellen, weiß alle Steige und Furten. Sonntags aber, zu den Festen in Arles, in Nîmes und überall im Land herum reitet der Gardian in seiner schmucken Tracht — ein breitrandiger Hut, ein farbiges Hemd, helle Hosen und die Lanze in der Hand — durchquert mit seinen Freunden gemeinsam die Steppe und wird als gergehener Gast allenthalben mit Freuden empfangen. Nach einem frohen Tag voll Reiterpielen, Tanz und Luftbarkeit kehrt er wieder in die Einsamkeit seiner Herden, in die Freiheit der weiten Camargue zurück.

M. G.

Ein Riese der Luft.

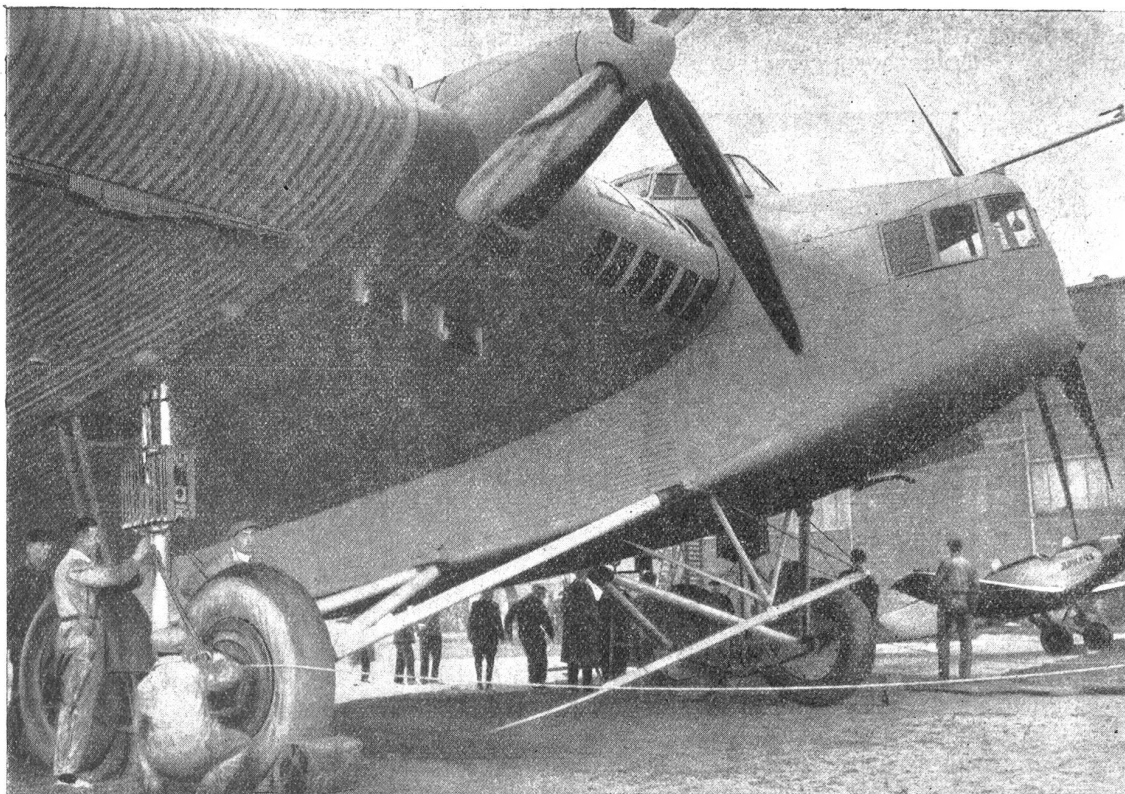
Am 27. März leßthin absolvierte das neue Junkers-Raumflugzeug G 38 mit glänzendem Erfolg seine Zulassungsprüfungsfahrten. Es stellte dabei neue Weltbestleistungen auf: 1. eine Stundengeschwindigkeit von 174 Kilo-

meter mit 5 Tonnen Nutzlast auf der 100 Kilometer-Basis, 2. einen Streckenrekord von 206 Kilometer mit 5 Tonnen Nutzlast. —

Das Riesenflugzeug, hervorgegangen aus den Desfauer Junkerswerken, hat eine Spannweite von 45 Meter bei ca. 300 Quadratmeter Flächenausmaß und einer Rumpflänge von 23 Meter; es übertrifft damit alle bisherigen deutschen Landflugzeuge. Das Leergewicht beträgt rund 13 Tonnen, das Fluggewicht 20 bis 24 Tonnen (die Ladung von 24 Eisenbahnwagen!).

Zum ersten Male wurde bei G 38 ein Teil der Passagier- bzw. Laderäume in die mächtigen 2 Meter dicken, freitragenden Flügel verlegt und damit gewisse utopische Pläne wahr gemacht. Vier Motoren von zusammen 2400 PS bedienen zwei innere Vierflügel- und zwei äußere Zweiflügelpropeller.

Vier gewaltige Räder, je zwei und zwei hintereinander in einem Pendelrahmen angeordnet, tragen beim Start und beim Landen die schwere Last. Der Auslauf kann durch Luftdruckbremsen gekürzt werden. Ein Flugkapitän, der vom Kommandorraum an der Rumpfspitze die Orientierung und Navigation leitet, zwei Piloten an der Doppelsteuerung des Steuerraumes, ein Bordfunker und mehrere Bordmonteure bilden die Besatzung des Luftriesen. G 38 wird in erster Linie als Frachtflugzeug auf dem Transkontinentalflug eingesetzt werden. Beträgt doch die Reichweite bei einer Nutzlast von 3 Tonnen zirka 3500 Kilometer; das ist eine Strecke, die der Entfernung Berlin-Persischer Golf entspricht. Das Problem Berlin-Bagdad erscheint so neuzeitlich und unwiderruflich gelöst.



Das neue Junkers-Raumflügelflugzeug G 38 wird startfertig gemacht. („Reclams Universalium“)

Schon einmal hat er ihr als Enttäuschter wieder den Rücken gekehrt, als er nach jahrelangem Fernsein es wieder daheim probieren wollte. Er ist eben ein unruhiges Wanderblut, wie er gleich im ersten Gedicht seines Büchleins bekennt:

„Ich liebe die Welt
Ich presse jede Blüte ans Herz,
Die der Oden der Winde gestreift.“

Doch nunmehr hat er genug des Welterlebens. Amerika, das hart zugreifende, hatte ihn in seinen tollen Wirbel hineingezogen und wild gedreht. Wir wissen das aus seinen beiden Prosabüchlein, die dem vorliegenden Gedichtbändchen vorausgegangen sind. Nun möchte er sich auf sich selbst besinnen:

„Ich taste schein
An das Geheimnis meines eignen Wesens,
Das wie in Truhen und verschlossen liegt,
Von meinem wachen Geiste nie bestiegt.“

Bescheiden denkt er von sich:

„Ich bin ein Strich im Angesicht der Zeit,
Teil einer Runzel, eines Lächelns Falte“...

„Ich weiß nicht, wie und was und wer ich bin,
Doch alle Welt hab' ich voll Klang gemacht
Und ausgeschöpft jedweden Dinges Pracht
Und bis zum tiefsten Urgeheimnis hin.“...

Von dieser Dichtertätigkeit, alle Welt voll Klang zu machen, jedwedes Ding zu erklären, geben die Gedichte Kollbrunners beredte Kunde.

Leidenschaftlich liebt er das Meer; es hat ihn in seinen Bann geschlagen:

„Wer das Meer erschaut, wie ich es erschaut,
Dem ist es lieber als Mutter und Braut...“

Und er malt es in Bildern von kraftvoller Farbigeit:

„In dunkeln Schwaden stürzt das Meer ums Boot,
Sargschwarz der Himmel. Ausgelöscht die Sterne...
Das aufgeregte Wogenfeld durchpflügt
Des Bootes Kiel, als wären's Aderbreiten...“

Aus der Fremde in die Heimat.

Glossen zu Oskar Kollbrunners „Geschenk der Stille. Gedichte.“ Verlag von Huber & Cie. A.-G., Frauenfeld.

Vom Thurgauer Dichter Oskar Kollbrunner kam uns aus New York herüber, wo er als Redaktor an der Schweizer Zeitung tätig war, von Zeit zu Zeit ein Lebenszeichen zugeflogen. Es waren immer erfreuliche Dokumente einer innern Entwicklung, dichterisch geschaut und in kultivierter Sprache geformte Impressionen aus dem Leben drüben. Aber auch heimwehdurchzitterte Erinnerungsbildchen aus der Schweizer Jugendzeit, die deutlich verrieten, wo des Dichters Herz verankert ist.

Und nun kommt uns unvermutet ein Bändchen Gedichte auf den Tisch mit dem Stempel einer Thurgauer Poststelle und dem Jubelruf: Ich bin wieder in der Heimat, im Dörfchen meiner Mutter!

Wir begrüßen den Heimgekehrten mit herzlichem Willkommen! Möge die Heimat ihn diesmal festzuhalten wissen.